



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Heinrich Heine**

**Keiter, Heinrich**

**Köln, 1891**

II. Die Schriften über Deutschland. Die "Neuen Gedichte" und Verwandtes  
(1833 - 1835).

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15159**

Ein Mann, der heimlich in solchen Winkelzügen sich ergeht, während er öffentlich mit der Idealität seiner Absichten prahlt, verdient wahrlich nicht, daß man ihn als ernsthaften Politiker und politischen Märtyrer feiert.

Die Buchausgabe der Pariser Berichte erregte in Deutschland nur geringes Aufsehen. Dagegen trat Börne nunmehr entschieden gegen seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen auf. Schon im 106. Briefe<sup>1)</sup> gibt er ihm einen Seitenhieb; im 109.<sup>2)</sup> hält er blutige Abrechnung. Er läßt ihm seinen Ruhm als Dichter, wirft ihm aber in seiner politischen Schriftstellerei Mangel an Ernst und Gesinnung vor. Er nennt ihn — in Börne's Augen ein fürchterlicher Schimpf — den Jesuiten des Liberalismus und fügt hinzu: „Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen.“ Heine's Antwort erschien erst — nach Börne's Tode!

## II.

### Die Schriften über Deutschland. Die „Neuen Gedichte“ und Verwandtes.

(1833—1835.)

Schon bald nach seiner Ankunft in Paris ward Heine mit dem System des Grafen St. Simon und mit einigen von dessen Jüngern bekannt. St. Simon erklärte das Christenthum für eine abgelebte religiöse Form. Seine neue verwässert-pantheistische Religion sollte eine vollständige Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse einleiten. In seinem neuen Staat sollte lediglich der Erwerb durch eigene Arbeit zulässig sein. Die Regierung wollte er unter Ausschluß des Repräsentativ-Systems in die Hände der Priester der neuen Religion legen, welche gesetzgebende und vollziehende Gewalt haben sollten.

Heine interessirte sich lebhaft für diese Ideen, welche nach seiner Ansicht „nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder spät in's Leben zu treten“ (an Barnhagen, Mitte Mai 1832). Die tiefern Fragen der Revolution, schreibt er (10. Juli 1833) an Laube, „betreffen weder Formen noch Personen, weder die Einführung einer Republik noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlfsein des Volkes. Seit durch die Fortschritte der Industrie und der Dekonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen

<sup>1)</sup> XII, 48. — <sup>2)</sup> XII, 65.

sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen und weniger arbeiten und mehr tanzen werden.“ Es fiel Heine indessen nicht ein, für die Verbesserung der Lage des arbeitenden Standes auch nur einen Federstrich zu thun. Er haßte den Pöbel (VI, S. 41—44), achtete ihn aber seiner kräftigen Fäuste wegen als den wirksamsten Hebel, um den Staat aus den Fugen zu heben.

Zunächst schätzte Heine an der neuen Lehre den Haß gegen den Katholicismus; am meisten aber zogen ihn die Folgerungen an, welche St. Simon's Schüler Infantin aus dessen Lehren zog. Infantin baute seines Meisters System nach der sittlichen Seite aus und warf dem Christenthum vor, daß es dem Trieb des Menschen zu sinnlichen Genüssen Hindernisse in den Weg lege. „Auch in der Materie offenbare sich der Geist Gottes, und die Sinnlichkeit des Menschen sei so gut sein Werk wie das geistige Streben“<sup>1)</sup>. Er verlangte Freiheit des Gemüthes, Freiheit in der Liebe, Weiber- und Männer-Gemeinschaft.

Heine war klug genug, die letzte Forderung unbeachtet zu lassen. Dagegen stimmte er für die Lehre von der Rehabilitation des Fleisches, welche auch die Parole des jungen Deutschlands wurde. Die Philosophie des sinnlichen Gemüthes wird das Leitmotiv seiner schriftstellerischen Arbeiten und mancher Auslassung in seinen Briefen. „Monarchie oder Republik,“ schreibt er am 23. November 1835 an Laube, „demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, so lange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisirt werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie oder gar durch Absolutismus . . . für welche letztern ich gar keine große Abneigung habe. . . . Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkig. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesund, damit sie besser basirt werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.“

Wir werden später sehen, was Heine unter der Idee des Lebens und unter gesunder Religion versteht.

Zuerst trat er mit seiner, wenn nicht neuen, doch nunmehr „philosophisch begründeten“ Weltansicht in dem 1833 erschienenen Buche über die romantische Schule in die Oeffentlichkeit (Elfter, Bd. V). Er bekennt sich darin (S. 253) zum Pantheismus St. Simon's und wendet sich dann gegen den Katholicismus. Derselbe habe als erstes Dogma

<sup>1)</sup> Elfter I, 105.

die Verdammniß alles Fleisches. Durch dieses unnatürliche Princip sei recht eigentlich die Sünde und Hypokrisie in die Welt gekommen. Durch Verwerfung der irdischen Güter und Auferlegung der „Hundedemuth und Engelsgeduld“ sei der römische Katholicismus eine der festesten Stützen des Despotismus geworden. Jetzt habe die christliche Weltansicht ihr Ende erreicht. Die Menschen ließen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen und verlangten nach den Genüssen der Erde (S. 218). Sie sei heilsam gewesen gegen den altrömischen Materialismus, aber sie habe auch Rom vernichtet. „Rom wurde durch das judäische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen welfenden Gliedern entsanken und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kastratengetriller“ (S. 219). Im germanischen Norden dagegen wirkte das Christenthum heilsam, indem es die vollblütigen barbarischen Völker civilisirte.

In dem Buche zur „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (Bd. IV), welches zuerst französisch in der „Revue des deux mondes“, Jahrgang 1834, und Anfang 1835 als zweiter Band des „Salon“ erschien, führt er das Thema weiter aus. Die christliche Idee habe sich entwickelt aus den Lehren der Gnostiker und Manichäer, welche ihr die Lehre von den beiden Principien, dem guten und dem bösen, Christus und Satan, verliehen hätten. Jenem gehört die Seele, diesem der Leib. Die ganze Natur ist ursprünglich böse; deshalb muß man allen sinnlichen Freuden entsagen und den Leib, das Lehen Satans, fasten (S. 169). „Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich unglaublich schnell über das ganze römische Reich verbreitet, . . . das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, . . . und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Einst, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichen und schönern Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren“ (S. 170).

Fast demselben Gedanken hatte Heine bereits in der Beschreibung seiner italienischen Reise Ausdruck gegeben (S. 281). Dies Ideal der Freiheit sinnlichen Genusses schwebte ihm noch in seinen letzten Lebensjahren vor, als er zu Fanny Lewald äußerte<sup>1)</sup>: „Es hat mir immer leid gethan, wenn die Häßlichkeit lasterhaft wurde; aber wenn die Schönheit sich ruinirte, that es mir weh. Es ist dies ein Ausschlag des christ-

<sup>1)</sup> Westermann Bd. 62, S. 102.

lichen Spiritualismus, das Geschlechtsverhältniß ist dadurch unheilbar corumpirt. Wir haben bis jetzt nur auf der einen Seite den ganz unerträglichen Zwang der Polizei-Ehe des Christenthums und auf der andern die Depravation, der das Concubinat anheimfällt, weil es außer dem Gesetz ist und unnatürlich genug für eine Schande gilt. Das alles muß geändert werden."

Fast genau dieselben Grundsätze, stellenweise denselben Gedankengang, finden wir in Bebel's Buch über „Die Frau“. Er hat sich die Ansichten Heine's über den Zusammensturz der römischen Weltherrschaft und die Entstehung des Christenthums angeeignet<sup>1)</sup>, und die Phrasen von der Zwangsehe und der freien Liebeswahl verwendet er in demselben Sinne. Ueber Bebel's Buch hat sich die liberale Presse sattjam scandalisirt, gleichzeitig aber erhebt sie entrüstet Einspruch gegen die Kleingeisterei, welche dem Vorläufer Bebel's kein Denkmal gönnt.

Enfantin hatte nur ausgesprochen, was längst Heine's Sitten-Codex bildete; Heine bemächtigte sich der neuen Formeln, entkleidete sie der überschwänglichen philosophisch-religiösen Phrasen, mit welchen „Père“ Enfantin sie dem Publicum darbot, und brachte sie nun in gefälliger Gestalt wieder in Umlauf. Die Lehre vom geknechteten Fleisch, vom Ursprung der römisch-katholischen Weltansicht, von ihrer Ausbreitung und ihrem Ende ist wesentlich das Eigenthum St. Simon's und Enfantin's.

Heine zeigt dann in der Darstellung des Auftretens Luther's und in der Geschichte der Reformation neben vielen überraschend richtigen Urtheilen eine noch größere Oberflächlichkeit. Merkwürdiger Weise ist ihm Luther Vertreter des Spiritualismus. Sehr gut ist seine Schilderung der rasch eintretenden Wirkung der Reformation auf heirathslustige Mönche und Nonnen, länderlüchtige Fürsten und weltlich gesinnte Prälaten (S. 188, 189). Aber von dem segensreichen Einfluß der Reformation ist Heine überzeugt. „Indem die nothwendigsten Ausprüche der Materie nicht bloß berücksichtigt, sondern auch legitimirt werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit“ (S. 192).

Mit der Reformation, fährt Heine fort, wurde die Vernunft die oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen, und die Blüthe dieser Denkfreiheit sei die deutsche Philosophie. Er geht dann auf die einzelnen philosophischen Systeme von Descartes bis auf Schelling ein. Hervorhebung verdient die Schärfe und Consequenz, mit welcher er aus der Reformation die deutsche Philosophie und aus dieser die politische Revolution herleitet (IV, S. 293).

Heine zeichnet die verschiedenen Philosophien in großen Zügen, und bemüht sich, den inneren Zusammenhang der einzelnen Systeme klarzu-

<sup>1)</sup> S. 40, 41.

legen. In die Tiefe geht er nicht, aber das Charakteristische weiß er scharf hervorzuheben. Er erinnert an einen geschickten Fremdenführer, der in der großen Stadt ziemlich Bescheid weiß und Herkunft und Stil der Monumentalbauten seiner wißbegierigen Gesellschaft in leicht fließender Rede zu erklären sucht. Meist weiß er auch von den manchmal wunderlichen Heiligen zu erzählen, die einst in den jetzt nur schwach bewohnten oder verlassenen Palästen hausten. Häufig fesselt der liebenswürdige Cicerone seine Zuhörer durch pikanten Anekdotenstrom so sehr, daß sie ganz vergessen, wie wenig ihnen der Mann über die Bauten selber sagt. Erst wenn sie wieder im Coupé sitzen und an der Hand ihres Reisebuches das Gesehene noch ein Mal an ihrem Geiste vorüberziehen lassen, finden sie, daß der gefällige Führer doch noch weit mehr hätte sagen können.

Mehr Beachtung, als der feuilletonistische Geschichtsschreiber der deutschen Philosophie, verdient der Litteraturhistoriker. Sein Buch über die romantische Schule muß zu den ausgezeichnetsten Werken unserer ästhetisch-kritischen Litteratur gezählt werden. Hier ist der Cicerone nicht allein gleichzeitig feinsinniger Kenner der von ihm gezeigten Kunstwerke, sondern auch ein Meister vom Fach. Wir staunen über die Fülle litteraturhistorischen und ästhetischen Wissens. Die Folgerungen, welche Heine aus ihr zieht, fordern freilich oft unsern lebhaften Widerspruch heraus.

Nachdem Heine, wie oben angegeben, zu zeigen versucht, daß das Christenthum die Völker des Nordens vergeistigt habe, fährt er fort: Die Kunstwerke des Mittelalters zeigten mit seltenen Ausnahmen die Bewältigung der Materie durch den Geist und den romantischen Charakter, welcher sie von der klassischen Poesie streng unterscheidet. Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche darzustellen<sup>1)</sup> und nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole; sie machte die entsetzlichen Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen (S. 224).

<sup>1)</sup> R. C. Franzos rühmt in der „Frankf. Ztg.“ (1890 Nr. 144) diese Definitionen als ausgezeichnet und als Heine's Eigenthum; ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß er sie von A. W. von Schlegel geradezu entlehnt hat. In seinen 1801 in Berlin gehaltenen „Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst“, welche Seuffert 1884 herausgegeben, sagt der Theoretiker der romantischen Schule (Bd. I, S. 90, 91): „Das Schöne ist eine symbolische Darstellung des Unendlichen. . . . Wie kann nun das Unendliche an die Oberfläche, zur Erscheinung gebracht werden? Nur symbolisch, in Bildern und Zeichen. . . . Dichten . . . ist nichts anderes als ein ewiges Symbolisiren: wir suchen entweder für etwas Geistiges eine äußere Hülle oder wir beziehen ein Neußeres auf ein unsichtbares Inneres.“ Sicher hat Heine diese Ansichten auch aus dem Munde Schlegel's selbst vernommen.

Als der Katholicismus erblich, lebte die griechische Poesie wieder auf, und in Kunst und Leben regte sich der Protestantismus (S. 227). In Frankreich gewann die neuklassische Poesie das Regiment und beherrschte von dort aus auch das übrige Europa (S. 228).

Gegen diese Fremdherrschaft erhob sich Lessing und empfahl die wahre griechische Kunst. Dadurch aber veranlaßte er thörichte Nachahmungen, und seine religiösen Forschungen riefen den plattesten Rationalismus hervor. Die Mittelmäßigkeit gewann die Oberhand (S. 230), gegen welche selbst Goethe's Genie lange Jahre erfolglos ankämpfte. Die romantische Schule aber bildete eine wirksame Reaction (S. 232). Die Gebrüder Schlegel priesen hauptsächlich die Werke der christlich-katholischen Kunst des Mittelalters als Muster (S. 233) und sie führten den Dichter an den verschütteten Quell einer naiven, einfältigen Poesie. Aber viele tranken im Uebermaß aus dem verjüngenden Quell, und sie wurden kindisch (S. 234).

Als aber die Rückkehr zum Mittelalter so innig wurde, daß viele der romantischen Dichter und Künstler zur katholischen Kirche übertraten, da schüttelte man im protestantischen Deutschland den Kopf, und als man gar entdeckte, „daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europa's verschworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entstand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland“ (S. 240). Boß kämpfte gegen das jesuitisch-aristokratische Ungethüm (S. 242) und zerstörte die in Deutschland grassirende Vorliebe für das Mittelalter (S. 245). Auch Goethe erhob nun seine Stimme gegen die romantische Schule und „vernichtete den ganzen Spuk“ (S. 246). Damit begründete er seine Alleinherrschaft, und von den Schlegeln sprach man nicht mehr (S. 248).

Das Bild ist im Allgemeinen richtig; im Einzelnen zeigt es Lücken und enthüllt am Schluß arge Voreingenommenheit. Heine hebt nicht hervor, daß die Romantik doch auch eine Reaction gegen den Klassicismus bedeutete, und daß die Philosophie Fichte's und Schelling's einen hervorragenden Einfluß auf die Ausgestaltung der romantischen Doctrin ausübte<sup>1)</sup>. Daß an der Zertrümmerung der Romantik das „beleidigte protestantische Bewußtsein“ nicht geringen Antheil hatte, ist sicher; zu Grunde gegangen ist aber die romantische Schule an sich selbst, da ihre

<sup>1)</sup> Haym S. 256, 773.

Hauptvertreter nicht gelernt hatten, mit ihrem Reichthum zu wirthschaften. Sie ist gestorben am embarras de richesse, und der Protestantismus gab mit Bossen's ungechlachten Holzschuhen, um ein Lieblingsbild Heine's zu gebrauchen, „dem sterbenden Löwen den letzten Tritt“. Die Jesuiten hatten mit der romantischen Schule so wenig zu thun, wie mit den Klassikern von Weimar; wäre es der Fall, so hätte Haym in seinem tendenciösen Werke über die „Romantische Schule“ sie gewiß festgenagelt.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung geht Heine an die Charakteristik der einzelnen romantischen Dichter. Er beurtheilt Friedrich Schlegel noch ziemlich günstig; über August Wilhelm, den er fast nur als Uebersetzer und Metriker gelten läßt, hält er fürchterlich Gericht. Er verurtheilt seinen ehemals begeistert besungenen Meister zu langsamem Martertode und nimmt die Execution selber vor. Aber er geht doch nicht so weit, wie bei der Hinrichtung des Grafen Platen. Mit freundlichem Lächeln, unter pikanten Witz, in tadellosem Frack und weißen Handschuhen führt er sein Opfer auf das Schaffot und befördert es mit so lebenswürdiger Heiterkeit in das Jenseits, daß der Zuschauer meint, der Gemartete müsse selbst noch mitlachen.

Was Heine über das kritische und dichterische Können der beiden Schlegel sagt, wird man im Ganzen unterschreiben dürfen. Eben so richtig beurtheilt er Tieck. Sobald er aber einen wahren Katholiken zu charakterisiren hat, wird er ungerecht und sogar gemein. Die Bedeutung des großen Görres ist ihm durchaus nicht klar geworden. Mit wenigen Worten berührt er dessen publicistische Thätigkeit, und am Schluß beschimpft er ihn in abscheulicher Weise (S. 297). Bei dieser Gelegenheit drängt er auch in wenige Zeilen die krassen Verleumdungen gegen den Jesuitenorden zusammen (S. 299). Ebenso oberflächlich behandelt er Brentano, Novalis und E. Th. A. Hoffmann, während er von Arnim ein fein gezeichnetes Bild entwirft. Gegen den Schluß eilt er rascher vorwärts und gibt nur noch leichte Skizzen an Stelle ausgeführter Charakterbilder.

Heine's Buch ist eine gründliche Abrechnung mit seiner Vergangenheit als Dichter. Er selbst war ein Sohn der Romantik; viele Eigenschaften der schönen Mutter hatten sich auf ihren Sohn vererbt, aber von ihrer Glaubensfreudigkeit, ihrer Begeisterung für das Christlich-Schöne, war nichts auf ihn übergegangen als ein flüchtiges Interesse. Gern erkannte er mit ihr der Phantasie den größten Einfluß zu, aber er litt nicht, daß sie ihn commandirte. Sehr früh schon trennte er sich von seinen Brüdern, mit denen er in Neuzerlichkeiten bis an sein Lebensende Aehnlichkeiten zeigte, welche oft überraschend hervorsprangen;

er ging seinen eigenen Weg. Jene glaubten, was sie schrieben; um sich sahen sie die schattenhaften Gestalten schweben, welche sie ihren Freunden vorführten; Heine beschwor die Bewohner anderer Welten, vor ihm zu erscheinen und seinen Befehlen zu gehorchen. Jene schwelgten in der Schönheit der Natur; für Heine war sie oft nur geschmackvolle Decoration, der Frühlingsduft ein anmuthiges Parfüm, um seine Verehrer zu erfreuen, und seine Liebeslieder wurden oft nur gesungen des Publicums wegen. Die Romantiker unterlagen ihrer Phantasie, wie ein Monarch der Revolution; Heine bändigte sie und bezwang mit ihr einen großen Theil der gebildeten Welt. Die Romantiker waren Verschwender; Heine kannte seine Mittel und berechnete wie ein vorsichtiger Speculant, wie viel er wagen könne.

Dieser Gegensatz tritt in seinem Buche scharf hervor. Er zerlegt die Erscheinungen der christlich-deutschen Poesie und hebt ihre unleugbaren Schwächen mit eindringender Schärfe hervor; für die Größe dieser wunderbaren Litteratur-Erscheinung, für den tiefen Gehalt, der ihr zu Grunde lag, hat er kein Auge.

Seine erweiterte religiös-sittliche Weltansicht hat Heine 1834 im ersten Bande des „Salon“ in Dichtung umgesetzt, welcher neben den bereits erwähnten Berichten über die Gemälde-Ausstellung eine Reihe von Gedichten, sowie „Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ enthielt. Das Urtheil über diese schamlose Bordellpoesie überlassen wir einem Biographen und Bewunderer Heine's. Strodtmann sagt <sup>1)</sup>: „Es war ein trübseliges Schauspiel, dieser Fall Lucifer's von der Höhe des Ideals in den Gassenkoth, diese schamlose Prostitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels. . . . Hier wurde in glatten Versen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchlose Lehre gepredigt, daß Freiheit von der Liebe und Wechsel des Gegenstandes den Sinnengenuß steigere, der Geist wurde in den Staub getreten, und das Fleisch, das allein seligmachende Fleisch wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron gesetzt.“ Ebenso schroff drückt K. v. Gottschall sich aus <sup>2)</sup>, den Niemand der Brüderie anklagen wird. „Hier wird der Dichter,“ sagt er, „ganz zum poetischen Sklavenhändler, der die Reize und Formen der feil gebotenen Schönheit besingt. . . . Das ist der offenbare, unmas kirte Scandal.“ Heine schädete sich durch die Herausgabe des „Salon“ außerordentlich in Deutschland, so daß er fürchten mußte, neue Werke von ihm würden in seinem Vaterlande nicht mehr genügenden Erfolg haben.

<sup>1)</sup> II, 112, 113. — <sup>2)</sup> II, S. 61.